

Optimismus Island

Arztbesuche sind ja grundsätzlich eine unangenehme Angelegenheit. Aber wenn der eigene Organismus dermaßen rumzickt, dass der nette, grauhaarige Hausarzt an der Ecke massiv überfordert ist, artet ein „Kommen Sie morgen früh doch mal zur Blutentnahme“ gut und gerne in eine regelrechte Tour durch die Berliner Ärztelandschaft aus. Die Tatsache, dass diese Tour für Privatpatienten gratis ist, ist zwar nicht wirklich tröstlich, aber wenn die Blutwerte Amok laufen und das ratlose Gesicht des netten, grauhaarigen Hausarztes deutlich macht, dass die folgende Nacht eine schlaflose Nacht werden wird, wird man genügsam.

Immer, wenn ein gesunder Optimismus gänzlich unangebracht ist, braucht man ihn am nötigsten, und als ich binnen einer Woche von meinem netten, grauhaarigen Hausarzt zum Nephrologen, vom Nephrologen zum Gastroenterologen, vom Gastroenterologen zum Endokrinologen und vom Endokrinologen schließlich ins Urbankrankenhaus überwiesen wurde, musste ich feststellen, dass Realitätsflucht durchaus sinnvoll sein kann.

Um die unerträgliche Frage danach, wie Radieschen von unten aussehen und die ebenso unerträgliche Vorstellung von kalter Friedhofserde auf meiner Haut erträglich zu machen, beschloss mein Bewusstsein, kurzerhand Urlaub zu machen: Es verabschiedete sich mit einem Last-Minute-Ticket in Richtung Optimismus Island.

Wenn du auf Optimismus Island Urlaub machst, kommt die drei Monate alte Ausgabe der In Touch, die neben einer ebenso alten Brigitte-Ausgabe auf dem großen Holztisch in der Mitte des Wartezimmers liegt, einer literarischen Offenbarung gleich. Auf Optimismus Island verwandelt sich das überfüllte Urban in eine Luxusabsteige, die das Chateau Marmont aussehen lässt wie eine Besenkammer.

Nachdem ich die ausliegende Wartezimmerlektüre ausgiebig studiert habe, versuche ich, das Geschreibsel über fehlgeschlagene Beauty-OPs und Modetrends, die ungefähr so haltbar sind wie eine Milchtüte in der Sonne, als soziokulturelle Studie über den Werteverfall in den USA zu betrachten und fühle mich gleich besser. Wenn man sich schon den Luxus eines ausgedehnten Urlaubs auf Optimismus Island leistet, darf die passende Urlaubslektüre nicht fehlen. Links neben mir hat eine übergewichtige Mittfünfzigerin platzgenommen, und ihr röchelnder Husten mischt sich mit dem der übrigen Virenmutterschiffe, die im Sekundentakt den Raum frequentieren. In meinem Kopf erklingt die verzerrte Stimme der Warp Brothers und der mantramäßige Slogan ihres Acid-House-Hits wird eins mit dem Hustenbeat: „We will survive!“

Ich habe meinen desolaten Gesundheitszustand fast schon erfolgreich aus meiner Wahrnehmung verdrängt, als ein lautstarkes Zwiegespräch zwischen einer Krankenschwester und einem neu eingetroffenen Patienten meine Aufmerksamkeit fordert. Der Mann ist vollkommen desorientiert. Unter seiner furchigen Gesichtshaut schimmert ein Spinnennetz aus dünnen, tiefroten Äderchen, und seine Augenäpfel erstrahlen in einem eitrigen Gelb. Die Beharrlichkeit, mit der er sich an eine halbleere Wodkaflasche klammert, ist so erschütternd, dass ich mich fühle, als hätte ich einen heißen Stein verschluckt. Als die Krankenschwester ihm behutsam die Flasche Fusel entwendet, wimmert der Mann, und plötzlich lächelt er mich an. Es ist, als würde man einen Leichnam in seinem Sarg grinsen sehen, und mein Urlaub auf Optimismus Island findet ein jähes Ende. Süchtige erkennen einander, und auch, wenn ich seit über einem Jahr clean bin, flutet ein tiefes Mitgefühl meinen Körper. In seinem Lächeln liegt die unwiderrufliche Erkenntnis, dass das Leben ihm in diesem Moment die Arschkarte zeigt, und als die Krankenschwester mitsamt Wodkaflasche das Wartezimmer verlässt, setze ich mich neben ihn. Kurz überlege ich, ob ich ihm von Optimismus Island

erzählen soll, verwerfe den Gedanken aber wieder. Er ist viel zu sehr mit den Promillen beschäftigt, die in seinem Blutkreislauf Fangen spielen und würde sich nicht auf meine Fantasiereise einlassen. Außerdem möchte ich nicht, dass meine Hilfsbereitschaft am Ende dafür sorgt, dass mir zusätzlich zu meinen internistischen Problemen noch neurologische diagnostiziert werden. Ich habe keine Lust, vom Urban schnurstracks in die geschlossene Psychiatrie verlegt zu werden. Aber ich habe eine andere Idee. Die ist zwar auch unkonventionell, plakatiert meinen Sprung in der Schüssel allerdings nicht ganz so offensichtlich wie die Optimismus-Island-Nummer.

Ohne darüber nachzudenken, zücke ich mein Portemonnaie, organisiere Kleingeld und steuere auf den Getränkeautomaten in der Ecke zu. Es gibt stilvolle Pappbecher, und wie es sich für ein renommiertes Urlaubsresort gehört, hat man die Wahl zwischen verschiedenen Drinks. Neben Wasser und Cola gibt es sogar eisgekühlten Orangensaft, und auch wenn es sich bei ihm eher um eine Mischung aus Zuckerwasser und künstlichen Aromen handelt, befülle ich einen Pappbecher mit der gelben Plörre und kehre damit zurück an meinen Platz.

Die hustende, übergewichtige Mittfünfzigerin ist inzwischen in die Pneumologie abkommandiert worden und ihr Platz in der feudalen Kliniklobby wird jetzt okkupiert von einem jungen Anzugträger. Er lächelt ein seelenloses Hollywoodlächeln und der Blick, der durch das High-Index-Glas seiner Gucci-Brille schießt, verrät Unbehagen. Das ist nicht weiter verwunderlich, weil der gute Mann erstmal den Baumstamm aus seinem Yuppie-Arsch ziehen müsste, um sich zwischen den hier anwesenden Dornen im Auge des deutschen Gesundheitsamtes wohlfühlen zu können. Du bist ganz sicher Sohn von Beruf, denke ich grimmig, und dann wende ich mich wieder dem Wesentlichen zu.

Ich habe eine Mission. Die Mission sitzt links neben mir, duftet nach einer Mischung aus Schnaps und Pisse und ist offensichtlich kurz vor dem Durchdrehen. Ich hole tief Luft, setze ein strahlendes Honigkuchenpferdgrinsen auf und reiche dem Mann den Pappbecher.

„Hier“, raune ich und ich werfe ihm einen konspirativen Blick zu.

Er zuckt zusammen und mustert mich fragend.

„Screwdriver“, erkläre ich verheißungsvoll.

Der Mann umklammert den Pappbecher mit zitternden Händen und starrt in die Plörre.

„Sogar gekühlt. Und die Mischung knallt ordentlich, verlass dich drauf.“

Einen Moment frage ich mich, ob er meinen Täuschungsversuch bemerkt und was passiert, wenn er es tut. Aber die Dankbarkeit in seinem Blick belehrt mich eines Besseren. Beinahe scheint es so, als würde die Aussicht auf einen ordentlichen Screwdriver Inseln aus Licht in seine trüben Augen malen.

Er setzt den Pappbecher an, leert ihn in einem Zug, und ein zufriedener Rülpsertropfen tropft von seinen rissigen Lippen.

»Schullijung«, lallt er und fährt sich beschämt durch das Gesicht.

Mir ist klar, dass meine Methode psychologisch grenzwertig ist. Eigentlich soll man einen Süchtigen von seinem Stoff ablenken, statt seine kaputten Gehirnzellen zu verscheißern und ihm billigen O-Saft als Cocktail zu verkaufen, aber ganz ehrlich: Dieser Typ hier neben mir sitzt auf einem sinkenden Schiff, und das weiß er genau. Und wenn man auf einem sinkenden Schiff sitzt, ist es für Ablenkung

zu spät. Dann kann man nur noch versuchen, in Würde zu ertrinken und es handhaben wie die Herrschaften auf der Titanic: Begleitmusik von der Bordkapelle bis zum Absaufen.

Ablenken kann er sich immer noch. Und zwar dann, wenn er das Delirium tremens überlebt hat und von der Intensivstation in den Entzug und vom Entzug in die Entwöhnung überwiesen worden ist. Erstmal fährt er am besten, wenn seine Fantasie aus den weißen Mäusen, die er in nicht allzu ferner Zukunft sehen wird, fluffige Marshmallows macht. Erstmal muss er überleben, und wenn es um das Überleben geht, spielt das Wie keine Rolle mehr. Hauptsache, es funktioniert.

Seine entspannte Körperhaltung verrät mir, dass mein Trick funktioniert hat. Sein Kopf lehnt jetzt an meiner Schulter, seine Hände haben aufgehört zu zittern, der leere Pappbecher fällt mir vor die Füße und ich fühle mich, als hätten wir zwei gerade die letzten zwei Plätze im Rettungsboot der Titanic ergattert.

Die abschätzigen Blicke der übrigen Wartenden sind kaum mehr als ein Relikt aus einer fernen Realität, und als mein neuer Freund leise zu schnarchen beginnt, habe ich fast vergessen, warum ich hier bin. Der Anzugträger zeigt mir den Vogel und fummelt nervös an seinem iPhone rum. Ich hole ein vollgerotztes Taschentuch aus der Hosentasche und wische meinem neuen Kumpel vorsichtig den Sabber aus den Mundwinkeln. Da höre ich von irgendwoher eine Frauenstimme meinen Namen rufen: „Frau Vorsmann, bitte in Behandlungsraum 3!“

Es dauert eine Weile, bis ich realisiere, dass ich die Lobby verlassen muss, und das selige Grinsen meines schnarchenden Nachbarn verleiht mir eine Entspannung, der ich selbst nicht ganz traue. Aber das ist unwichtig. Wichtig sind in diesem Moment nur drei Worte: „We will survive.“